Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 7

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

ERNST HALTER – EIN ZWISCHENBERICHT

Es scheint zum Charakter der bisher erschienenen Werke des Schweizer Autors *Ernst Halter* (geboren 1938) zu gehören, dass sie bei ihren Lesern fast nur Zustimmung oder Ablehnung finden – kaum aber jene freundliche, doch wenig besagende Toleranz, die man für jüngere Autoren aufzubringen pflegt. Dies dürfte mit dem hohen Anspruch des Schriftstellers Ernst Halter an sich wie an seine Leser zusammenhängen: Romane wie *«Urwil (AG)»* (1975)[1] und *«Die silberne Nacht»* (1977)[2] stammen aus einem kritischen Bewusstsein von ungewöhnlicher Schärfe und verraten völlige «présence d'esprit» ihres Urhebers – und beides hat ein Leser seinerseits aufzubringen, will er diesen Büchern gerecht werden. Ähnliches gilt im übrigen für Halters vorangegangene Werke mit den Titeln *«Die unvollkommenen Häscher»* (Gedichte, 1970)[3], *«Die Modelleisenbahn»* (Erzählungen, 1972)[4] und *«Einschlüsse»* (Erzählungen, 1973)[5]: auch in diesen früheren Arbeiten gibt es kaum je Tasten und Suchen nach dichterischen Möglichkeiten und der eigenen Sprache: sie sind bereits gefunden, und der Autor ist gänzlich gegenwärtig.

«Urwil (AG)» und *«Die silberne Nacht»* sind bis heute Halters Hauptwerke: an ihnen soll gezeigt werden, wer dieser (zu wenig bekannte) Autor ist, wie er arbeitet und worum es ihm geht.

«Urwil» – so heisst ein teils noch bäuerliches, teils schon für die Moderne erschlossenes fiktives Dorf irgendwo im schweizerischen Mittelland. An einem Oktobermorgen trägt sich ein Kindsmord zu, der noch am selben Tag aufgedeckt wird. Der Vater des Kindes ist zugleich der Vater der Kindsmutter – und Mörder des Neugeborenen obendrein: Inzest und Mord schliessen sich zu einem tödlichen Kreis. – *«Die silberne Nacht»* berichtet von einem Intellektuellen, der auf der Suche nach einem Refugium für «geistige Tätigkeiten» in ein totalitär-archaisches Land namens Besambrien gerät und dort, statt sich seinen gelehrten Studien und menschheitserlösenden Idealen hingeben zu können, in einer zusehends schrecklicheren Umwelt erfährt, in welcher Intensität sich Apokalyptisches im Alltäglichen melden und dieses überwältigen kann.

Der Kriminalfall von Urwil

Macht das in «Urwil» beschriebene Verbrechen dieses Buch zu einem Kriminalroman, etwa in der Glauser-Dürrenmattschen Tradition? Keineswegs. Der Täter und die Betroffenen sind von Anfang an bekannt, und das Entdecken der Hintergründe hält wohl die Bewohner des Dorfes in

Atem, aber nicht den Leser. Anderseits ist der Kriminalfall auch keine Parabel: er soll keineswegs etwa die Verstrickung der menschlichen Existenz in Unberechenbares ausdrücken und hat nirgends Chiffrencharakter.

Wohl aber hat dieser Kindsmord die Funktion eines Katalysators, welcher im Milieu «Urwil» bestimmte Reaktionen auslösen wird. Dass Ernst Halter auch einen Verkehrsunfall, eine Arbeitsniederlegung oder einen Wolkenbruch hätte verwenden können, scheint uns durchaus denkbar: denn er tut mit seinem Dorf dasselbe, was jemand tut, der einen Stein in einen Weiher fallen lässt, um die Ausbreitung der Wellen, das Verhalten von Fischen und Fröschen oder das Aufgewirbeltwerden und Sich-Wieder-Niederlassen von Erde und Schlamm auf dem Grund zu beobachten: Dichten als Verhaltensforschung.

Das Ich und die andern

Wenn die Ordnung des fiktiven Orts Urwil durch eine solche Störung in Frage gestellt wird, so will das nicht heissen, dass der Autor in ironischer Distanz und kühler Objektivität über seinem Dorf schwebe. Zwar ist er in Urwil allgegenwärtig und hat etwa im Morgengrauen seine Ohren überall:

«An allen Ecken und Enden von Urwil quengeln die Läutwerke, platzen die Schlafkugeln. Brummen und Seufzen kommt mir zu Ohren, scheltende Stimmen von Menschen, einzelne Worte, aus halbaufgerichteten Körpern, im Schlafschlamm rudernd.»

Und gegen den Schluss des Romans erhebt er sich demiurgenhaft über seine Schöpfung:

«Wieder schwebe ich über das Dorf hin: Wie viele Schlaflose unter gläsernen Dächern!»

Doch gehört es gerade zum Wesen dieses Romans, dass er nicht aus einer alleinigen Perspektive erzählt wird und weder nur ein Ich noch bloss eine andere Person zum Gegenstand hat, sondern eine Fülle von menschlichen Naturen. Das Ich des Erzählers inkarniert sich, nachdem es wie der Geist über den Wassern über Urwil geschwebt hat, in den einzelnen Bewohnern des Dorfes, blickt mit ihren Augen, hört mit ihren Ohren, teilt ihre Ängste und ihre Lüste. Dennoch wird über die Romangestalten niemals verfügt, nirgends gibt sich der Erzähler den Anschein, seine Menschen bis ins Innerste zu kennen:

«Wer gibt dem Schreibenden das Recht, Karl Stauber (eine Nebenfigur des Werks) *durch Alkohol und Drogen umzubringen?»* fragt er sich an einer Stelle und lässt seine Scheu vor dem In-Besitz-Nehmen eines Mitmenschen – auch eines fiktiven – auch dadurch zum Ausdruck kommen, dass er in einer wichtigen Passage den nach konventioneller Moral Schwächsten, den Kindsmörder Bolli, nach begangener Tat so beschreibt:

«Man rennt aus der Küche, durch den Korridor und die Stube ins Schlafzimmer zum Wäscheschrank und reisst die Schranktür auf. Die blutbefleckte Wäsche quillt einem entgegen (Himmelherrgott, wohin mit dieser Wäsche? die bringt ja alles aus!); man zerrt daran, lässt sie fahren, taucht in die Schranktiefe, schnellt zurück, ein Sportsack hängt in der rechten Hand, man geht in Hockstellung, beginnt zu wühlen etc.»

Dieses «man» ist keine stilistische

Marotte. Wo der Verbrecher durch ein «er» blossgestellt, wo auf ihn wie mit Fingern gezeigt würde, bleibt er durch dieses «man» in die menschliche Gemeinschaft einbezogen. Die Gebärde des Erzählers will sagen: dieser Verbrecher könnte «man» auch selber sein ...

Rätselhaftes Leben

Auch wenn der Kriminalfall von Urwil aufgedeckt und dadurch zumindest für die Polizei kein Rätsel mehr ist, so ist er es für die Perspektive des Erzählers dennoch – so gut das ganze Geschehen in Urwil, auch da, wo es «ordentlich» verläuft, letztlich rätselhaft und unerklärlich ist. In Halters Erzählung *«Der logische Unfall»* ist zu lesen:

«Etwas schrie nach einem in Zeit und Raum festgenagelten Erstgeschehen und dass die Denkbarkeit eines solchen Angelpunktes ein Trost sein könnte, selbst wenn die Lebenszeit aller Menschen zusammengezählt zu kurz sein sollte, ihn zureichend zu bestimmen.»

Doch dieses Schreien nach dem archimedischen Punkt ist umsonst – und die Sprache wird im selben Text als «Filter» bezeichnet, welcher *«die Flut des Grundlosen, des dir jedenfalls Unbegründbaren»* nur zurückdämme. Darum ist auch das Schweben des Erzähler-Demiurgen über seinem Dorf doch eine ironische Pose: ihm ist von Satz zu Satz bewusst, wie wenig die Sprache – selbst eine so brillant eingesetzte Sprache wie die seine – in der Lage ist, die Welt als ein Ganzes zu fassen, die Rätsel des Lebens zu lösen. Aus diesem Grunde besteht *«Urwil (AG)»* aus einer gleichsam babylonischen Fülle von Sprachen je nach sprechender Person und aus Momentaufnahmen aus verschiedensten Blickwinkeln: angesichts der Flut des Grundlosen kann es auch nichts anderes geben als bloss wiederholte Versuche, wenigstens einen Teil der Wirklichkeit *«einen Lidschlag lang»* zu erkennen, wo die Erkenntnis des Ganzen dem Menschen verwehrt ist.

Darum in beiden Romanen immer wieder die Schilderungen, die gleichsam mikroskopisch zumindest einem kleinen Teil der Welt gerecht zu werden versuchen. An einer Stelle in *«Urwil (AG)»* wird etwa die Bewegung einer Schere beschrieben:

«Die Schere ist kein Schneidewerkzeug, sondern ein Zerreissgerät. Durch die einander entgegengesetzte Bewegungsrichtung der scharfgeschliffenen Innenkanten der Scherenblätter entsteht an der Stelle, wo sie sich aneinander vorbei verschieben und wo sich der zu zerschneidende Gegenstand befinden muss, ein Zug und Gegenzug, der so stark ist, dass die Moleküle des Gegenstandes voneinandergerissen werden.»

Oder der Riss in einer bemalten Tür wird so gesehen:

«Der Riss schlängelt sich haarschmal zwischen Farbinseln durch. Man tritt etwas zurück und richtet das Augenmerk auf ein senkrechtes Farbrinnsal, das in der Mitte der Türoberkante entspringt, eine Spanne weit fliesst und in einem tropfenförmigen Farbsack endet (...) Über die Entstehung dieses Farbrinnsals hingegen kann man nur Vermutungen anstellen.»

«Mehl des Jahrhundertschlafs»

Wer derart gebannt ist von Kleinstvorgängen, ist im Grunde gebannt vom Vorgang der zerrieselnden Zeit. *«Mehl des Jahrhundertschlafs / rieselt / gehörlos glasaus endzu»* heisst es im Gedicht *«Pendelwende»* (in *«Die unvollkommenen Häscher»*), und Halter ist in allen seinen Werken ein scharfer Beobachter des *«Zerkrümelns der Materie»*. Sei es, dass er – wie in *«Urwil (AG)»* – den Zerfall eines krebskranken Körpers aus der kalten Perspektive eines Arztes schildert: *«Doch was unmöglich scheint, Herr Schwarz* (so heisst der Patient), *Freund Hein macht's möglich»*, denkt der Mediziner. Oder Halter registriert, wie das Wurzelwerk einer Birke am Dorfbach langsam angefressen wird, und der Baum bricht *«trocken knackend über dem Wurzelwerk durch. Er schwimmt wieder, dreht sich hinter dem verstopften Durchlass, findet, zwischen anstehenden Gneisblöcken davonholpernd, stammvoran den Ausweg. Das Wasser geht zurück, der Baum bleibt liegen, die Blätter fallen, die Zweige faulen ab. Jahre vergehen bis zum nächsten Hochwasser. Wieder wird die Birke hochgehoben. Jahrzehnte dauert es, bis sie durch den Glaswald geflösst ist.»*

Auch dies eine Betrachtung des Wirkens der Zeit – einer Zeit, welche Halter immer wieder mit einer besondern Art von Uhren zu messen liebt: mit statistischen Angaben.

«Vor vier Jahren zählte die Gemeinde Urwil (AG) auf einer Fläche von 16,76 km² 2813 Einwohner, das sind 167,8 Einwohner auf den Quadratkilometer, während es anlässlich der vorletzten Volkszählung vor vierundzwanzig Jahren erst 2389 oder 142,6 pro Quadratkilometer waren.»

Ganz gewiss haben solche Zahlen über ein ohnehin fiktives Dorf kaum einen Informationswert für den Leser. Ihr Sinn ist vielmehr, ihm die Veränderungen über grössere Zeitspannen in abstracto bewusst zu machen. Letztlich sind aber auch dies nur «Filter» gegen *«die Flut des Grundlosen»* – ein aus Lebensangst geborenes Ordnungssystem, von dem es schon in einem Gedicht (in *«Die unvollkommenen Häscher»*) geheissen hat:

«Wahrscheinlichkeiten, Diagramme,
Dichten der Bevölkerung
knüpfen Nacht und Tag,
Netz und Faden
sicher.»

Doch die Fortsetzung lautet:

«Der Fremde, der Goldfuss,
geht vorüber,
Glut im Schuh ...»

Der Fremde, der – getrieben durch seine Glut – an Zahlen vorübergeht als an hilflosen Versuchen, sich des Seins zu bemächtigen – dieser Fremde ist für Ernst Halter wohl der Dichter: seine Gewissheit ist, dass *«Gewisstum, Weisschaft, Wissenheit»* nur *«Ich-Trost»* ist oder gar: *«abstrakte Onanie»*. Denn der Dichter lebt für Halter aus jener jedes besitzende und zählende Wissen übersteigenden Kühnheit, *«die Zeit zu spüren, doch niemals wiederzukehren. Denn was einmal Zuhaus war, ist Asche, nachdem es im Verbrennen aufgeleuchtet. Man soll sie kennen, die Zeit, das Zerkrümeln der Materie, um sie verachten zu können, um auf das Kurzlebigste zu bauen: das Licht.»*

Sterilität des Intellekts

Es gibt in *«Urwil (AG)»* einen durch seine Denkfähigkeit herausragenden Menschen namens Bert May, dem Diagramme und Zahlen mehr sind als nur «Filter»: ihm sind etwa statistische Karten geradezu die *«Quintessenz der Poesie»*, wie der Dichtung für ihn überhaupt die Aufgabe zukommt, *«in der von aller Vermummung entblössten Tatsache die Zahl, aus der diese gebaut ist»*, aufzuspüren: *«die ungeheure, in alle denkbaren anderen Bereiche wirkende Formel»*. Er möchte über die Welt in abstracto verfügen können – und verfehlt darüber das Leben. Wohl ist er klug, doch unschöpferisch, und seine gescheiten Monologe vor einer um ihre Meinung kaum je gefragten schönen Zuhörerin sind nichts anderes als *«abstrakte Onanie»* – Ausdruck einer Aporie, die gerade dem bewusst werden müsste, der es für möglich hält, der Welt mit Formeln auf den Grund zu kommen. Bert May hat bei Halter in der Gestalt von Lok (in der Geschichte *«Das Eisenbahnunglück»)* einen Verwandten: ein jung Verheirateter ist dort vom Spiel mit seiner Modelleisenbahn derart besessen, dass er darob seine Ehe zerstört: ein Modell, eine Formel ist zum Lebenssinn geworden, und Lok lässt in seiner Frau das Leben überhaupt im Stich.

Dass Bert May Kinder nicht mag, hängt mit seiner Formelbesessenheit zusammen: denn sie widerlegen in ihrer Unberechenbarkeit *«Berts Hoffnung, dass alles voraussehbar wäre, wenn die Voraussetzungen vollständig bekannt wären»*. Dies seine Utopie – ein Traum, den vor ihm schon ein Astronom, Mathematiker und Theoretiker der Wahrscheinlichkeitsrechnung geträumt hat: Pierre Simon de Laplace (1749—1827), der in seinem *«Essai philosophique sur les probabilités»* genau eine derartige Bert-May-Intelligenz beschreibt:

«Eine Intelligenz, welche für einen gegebenen Augenblick alle in der Natur wirkenden Kräfte sowie die gegenseitige Lage der sie zusammensetzenden Elemente kennte und überdies umfassend genug wäre, um diese gegebenen Grössen der Analysis zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der grössten Weltkörper wie des leichtesten Atoms umschliessen; nichts würde ihr ungewiss sein, und Zukunft wie Vergangenheit würden ihr offen vor Augen liegen ...»

Katastrophe eines «Laplaceschen» Intellektuellen

Der Untergang eines Intellektuellen vom Typus des Bert May ist Thema von Halters bisher bedeutendstem Werk: *«Die silberne Nacht»*. Das Buch ist die Geschichte eines Menschen, der – wie May – *«so voll (ist) von Wissen über die Ränder, die, uns zurückstauend, uns das Unendliche aufdrängen, dass er selber von Leere bedroht ist – und dessen Wissen so weit um ihn her reicht, dass er den eigenen Ort nicht findet»*. Welcher Art die Intelligenz des Herrn von Wolff – Hauptfigur des Romans – ist, wird nicht gesagt. Man erfährt nur, dass er eine *«Schmerzreduktionsmethode»* zur Rettung der Menschheit ausarbeiten möchte und dass er das Land Besambrien als *«aseptisch reine Wiege»* für sein *«persönliches Ideal»* gewählt hat. Der Leser hat indessen wenig Ge-

legenheit, sich mit der Gedankenwelt dieses merkwürdigen Idealisten (er könnte ebensogut Psychologe sein wie Planer, Soziologe oder Philosoph) zu befassen: man erlebt in v. Wolffs Perspektive in diesem Roman eine derart grauenvolle Welt, dass einem das Nachdenken über blässliche Ideen und menschheitserlösende Utopien ihres Protagonisten vergeht. Halter will mit seinen gleichermassen glanzvollen wie erschreckenden Bildern von Brutalität und Ausbeutung, von tiefster Not und Mitleidlosigkeit zeigen, wohin es führt, wenn ein denkender Mensch nie über *«ein bloss gescheites Vorhandensein»* hinauskommt und über seiner Verliebtheit in Zahlen, Strukturen, Zuordnungen und Prognosen seine menschliche Natur verrät. Was es von Konietzky, der brutalsten Figur des ganzen Buches, heisst: er sei *«urgealtert durch die wütende Überzeugung, dass nichts ist und gilt ausser ihm»*, das lässt sich gerade auch vom vornehm-idealischen Denker v. Wolff sagen: brutalisiert, wenn auch in anderer Weise, ist auch er, dieser *«kleine papierfressende Intellektuelle»*, der *«durch ein Leben der Skepsis hoffnungslos»* geworden ist und denn auch für alle Grausamkeiten, die ihm in Besambrien begegnen, taub ist. Dies in wörtlichem Sinn: Halter vermeidet es durch sein ganzes Buch konsequent, direkte Rede zu gebrauchen. Wenn die Bewohner von Besambrien zueinander oder zu v. Wolff etwas sagen, so ist es in der Perspektive des Autors nur aus Gesten und Mimik ablesbar – wie bei einer Filmvorführung ohne Ton. Die Leute von Hühnerwasser und Weisswasser, die v. Wolff antrifft, werden durch dieses eigentümliche Stilmittel besonders stumpf und hilflos – scharf unterschieden von v. Wolff, der aus demselben Grunde als der einzige wirkt, dem Denken und Sprache zukommen. Halter will damit v. Wolffs *«superbia»* unterstreichen – jene luziferische Überhebung, die – in mythologischer Weise erzählt – Gegenstand eines eigenen Kapitels ist: *«Die Pochhammer-Papiere und die Geschichte von Luzifer»* – jenes Kapitel, das auch das grossartig-vernichtende Gericht über *«Naivlinge»* enthält, *«welche meinen, sie könnten ins Bessere entfliehen, die nicht wissen, dass jede Flucht, auch ihr persönliches, dummes Fersengeldgeben, sie aus der Savanne in die Steppe, aus der Steppe in die Wüste, aus der Wüste in die – Hölle führt»*.

Der Weg eines modernen Menschen in den Kältetod – er wird in diesem Buch erzählt, zu dem es in der zeitgenössischen Dichtung wenig Parallelen geben dürfte. Und auch sein Autor nimmt sich in der aktuellen Literatur als ein Fremder aus – es bleibt abzuwarten, wie lange noch.

Martin Müller

[1] Artemis Verlag, Zürich. – [2] Artemis Verlag, Zürich. – [3] Die Regenbogen-Reihe, Zürich. – [4] Benziger Verlag, Zürich. – [5] Sauerländer Verlag, Aarau.

AUGENSCHEIN IN DER DDR

«Bücher über die DDR tragen das Stigma des Unvollkommenen, ihren Gegenstand nicht Erschöpfenden, eben ein Ungenügen an sich. Objektivität ist ohnehin nie zu erwarten. Aufrichtigkeit bei der Wiedergabe individueller Eindrücke ist noch das beste, was zu erhoffen ist. Erst aus ihrer Summation mag sich ergeben, was wir – vielleicht vorschnell – «Wahrheit» zu nennen geneigt sind.

Angesichts der Bilder nahezu romantischer Landschaften, selbstvergessener Gegenden, weltferner Städtchen und der wie absichtlich für reisende Fotografen aufgebauten, unbeholfenen Bekundungen ideologischer Ansprüche vor altertümlichen Kulissen und damit unbewusst einen real existierenden Widerspruch real dokumentierend, stellt sich dem Betrachter die Frage: Was ist eigentlich diese DDR? Wer sind ihre Bürger? Noch Deutsche? Oder bereits ethnische Mutanten, die sich, wie einst auf ihrem Entwicklungswege Säugetiere vom Meer, von ihrer Herkunft, der eigenen Historie emanzipiert haben und nun eine ganz andere als die bisherige Art darstellen? Oder befinden wir uns erst in der Übergangsphase, nicht Fisch, nicht Fleisch, in amphibischer Existenz, noch fern vom aufrechten Gang einer neuen Gattung?»

Der hier so bohrend fragt und von den romantischen Landschaften und weltfernen Städtchen ohne Umschweife zu den Menschen, den Deutschen, zu den DDR-Bürgern kommt – dieser Schriftsteller hat seine eigene DDR-Staatsbürgerschaft erst einmal zur Disposition gestellt: Im schleswig-holsteinischen Itzehoe hat er einen westlichen Beobachtungsposten bezogen, gegen Biermanns Lied auf bessere Zeiten wartend wie Jurek Becker oder Klaus Schlesinger, wie Erich Loest oder Sarah Kirsch. Von *Günter Kunert* ist die Rede, der den Text, aus dem wir zitiert haben, überschrieben hat: *«Auf der Suche nach dem verlorenen Selbst»*, Vorwort zu einem Band, auf den zurückzukommen ist. Das Zitat mit seinen Fragezeichen-Sätzen jedenfalls schlägt den nötigen skeptischen Ton an, der immer mitschwingen soll, wenn wir hier Fotobände und Reisebücher über die DDR kritisch besichtigen.

«Auf den Kursbuch-Seiten mit den Zügen nach Berlin verspricht eine Anzeige ein ‚Erlebnis an einem Tag': Mit dem Autobus nach Potsdam fahren, Sanssouci und Cecilienhof sehen, die Nikolai-Kirche und das Chinesische Teehaus. Dass der Ausflug gewisse Schwierigkeiten hat, wird nicht verschwiegen; mindestens 28 Tage vorher muss der ‚Einreise-Antrag in die DDR' vorliegen. Fast nach überallhin auf der Welt gibt es Visa schneller; sozialistische Staaten inbegriffen. Aber das Angebot sollte trotzdem genutzt werden, vor allem gerade von denen, die ihren Fuss lange Jahre oder überhaupt nicht in den anderen deutschen Teilstaat gesetzt haben. Denn wir alle sollten uns vornehmen, in regelmässigen Abständen, vielleicht in allen geraden oder ungeraden Jahren, einmal ‚drüben' zu sein; der impulsiv gebuchte Tagesausflug von West-Berlin zu den Schlössern von Potsdam oder ein ähnlicher von Frankfurt am Main zur

Wartburg bei Eisenach mit seinem minutengenau festliegenden Programm, bis zum vorausbezahlten Mittagessen, kann zum Angewöhnen und Beschlussfassen dienen. Und zum Besinnen: das ist kein fernes Land, sondern ein ganz nahes.»

«*Die DDR farbig*» ist der Titel eines im Frankfurter Umschau-Verlag erschienenen Bildbandes, den der FAZ-Journalist *Ernst-Otto Maetzke* mit solchen Sätzen eingeleitet hat. Er verbindet eigene Reiseerfahrungen in der DDR mit praktischen Informationen, teilt zwar manche ideologische Seitenhiebe aus, lässt sich jedoch auch willig auf den anderen Lebensrhythmus ein. Das passt freilich nicht zur Verlagsabsicht – danach nämlich will der Farbband, «bewusst auf politische Akzente, Absichten und Meinungen verzichtend, ein vielfältiges Bild einer reizvollen Landschaft Mitteleuropas aufzeigen» –, berührt aber sympathischer als der sterile Bildteil von *Karl-Heinz Jürgens*. Da wird auf Glanzpapier eine Ansichtskarten-Welt vorgespiegelt, Motive ohne jeden Pfiff, angesiedelt vor allem zwischen Rathaus und Kirche.

Nichts gegen Goethes Gartenhaus, aber als einziges Weimarer Beispiel wirkt das kläglich. Wenn man schon – vielleicht aus politischen Gründen? – das Nationaltheater mit dem Goethe-Schiller-Denkmal nicht zeigen wollte, gäbe es vom Wittumspalais übers Schillerhaus bis zum Barockschloss Belvedere genügend ansehnliche Bildmotive. Andererseits drängt sich immer wieder das Nächstliegende, Allzubekannte in den Vordergrund.

Beinahe zwanghaft wird vermieden, DDR-Spezifisches zu zeigen, Menschen kommen kaum vor, die Architektur erstarrt zum toten Ornament. Dazu passen dann die Klischeewendungen der Bildlegenden und die Pflichtübung, DDR-Informationen in nackten Zahlen und spröden Daten mitzuteilen, wobei auffällt, dass die Zeittafel der «innerdeutschen Beziehungen» erst 1969 mit der Regierungserklärung des Bundeskanzlers Brandt beginnt. Rätselhaft auch, warum dann der informatorische Teil nicht mehr ins Englische übersetzt wurde wie die Einleitung und der Bildtext. Das hier vermittelte «unpolitische Bild von der Schönheit dieses Staates im Herzen Mitteleuropas» – tatsächlich: der Verlag spricht von der *Schönheit des Staates,* nicht des Landes – ist ein geschminkter Bilderbogen, bloss leblose Kulisse. Ein Negativ-Beispiel.

«*Wir nennen uns zwar immer noch Deutsche, doch auf was eigentlich wir uns dabei berufen, ist uns nicht mehr sicher. Noch stützt uns die Sprache, die kulturellen Früchte jenes tiefschattenden Baumes deutscher Geschichte, aber die Wirkung, die Ausstrahlungskraft, von der die gewiss nicht schlechtesten Geister unserer Nation zehrten, selbst wenn sie davon um den Schlaf gebracht wurden, ist schwach geworden. Der Begriff ‚Deutschland' löst weder Emphase noch Liebe, weder Hass noch Sentimentalität aus: er ist uns halb entrückt. Woher also sollen wir als Bürger eines Landes, das sich mit drei Konsonanten jede Chance zur Adverbialisierung und Adjektivierung eventuell neu entstehender Charakterzüge und damit zum einordnenden, rollenschaffenden Bezeichnen genommen hat, unsere nationale Grundlage nehmen?*»

Noch einmal die bewegende Selbstbefragung von Günter Kunert, aus

dem Vorwort des im Münchner Hanser-Verlages herausgekommenen Buches *«Städte, die keiner mehr kennt»*. Es enthält sieben Reportagen, die *Marlies Menge,* in der DDR akkreditierte West-Berliner Journalistin, zuerst für das Hamburger «Zeit-Magazin» geschrieben hat und Fotos von *Rudi Meisel.* Die Städte, die keiner mehr kennt, liegen an der F 5, der Transitfernstrasse von Lauenburg nach West-Berlin: Boizenburg und Ludwigslust, Grabow und Perleberg, Kyritz und Wusterhausen. Doch es sind auch Städte, denen je eigene Porträts gewidmet werden: Zittau und Wittenberg, Lauscha und Neuruppin, Güstrow und Warnemünde. Marlies Menges Reportagen leben von kluger, präziser Beobachtung, das behutsame Urteil geht ganz in der Beschreibung auf, ihr liebevoller Umgang mit den Deutschen von drüben macht sie dennoch nicht blind für deren Verletzungen und Beschädigungen. Solchem realistischen Zugriff verdanken sich auch die Bilder von Rudi Meisel, die ganz ohne Nostalgie, aber nicht ohne Ironie, real existierende DDR komprimieren, mit viel Atmosphäre, ein bisschen trostlos auch manchmal in den Ansichten restaurationsbedürftiger Strassenzüge der abseits gelegenen Städte. Doch sie lassen auch jene Poesie spüren, die im Text allein die mecklenburgischen und brandenburgischen Namen auslösen: Dersenow, Vellahn, Redefin, Premslin, Quitzow, Gumtow, Dermerthin, Kampehl, Ribbeck und immer so weiter.

Eine Namenskette anderer Art beginnt mit Spindlermühle, reiht Städte auf von Bad Schandau, Pirna, Dresden, Meissen über Wittenberg, Dessau, Magdeburg, Tangermünde bis hin zu Schnackenburg, Lauenburg und Hamburg und endlich mit Cuxhaven und der Nordsee abbrechend im Meer.

«Flüsse haben schon immer dazu verführt, die Gedanken und Gefühle auf die Reise zu schicken. Aber kein anderer Fluss vermag unsere Nachdenklichkeit heute auf eine ähnliche Fahrt zu senden wie die Elbe. Im neunzehnten Jahrhundert war der Rhein der deutsche Fluss. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts müsste es, wie die Dinge liegen und wenn noch Bedarf danach bestände, die Elbe sein. Aber ein Triumph wäre nicht dabei, weiss Gott nicht.»

So schreibt *Hermann Rudolph,* einleitend in eine Monographie über *«Die Elbe»,* erschienen im Reich Verlag, Luzern, deren Bildteil von *J. Albrecht Cropp* stammt, einem Fotografen mit einiger DDR-Erfahrung. Noch einmal Rudolph:

«Wie eine Lebenslinie im Handteller, so liegt die Elbe im mittleren und nördlichen Deutschland, 793 Kilometer lang, zwischen der Quelle in der Tschechoslowakei und der Mündung bald zwölfhundert Kilometer, der zweitlängste deutsche Fluss, nur um einige siebzig Kilometer kürzer als der Rhein. Aber wer sich und anderen nichts vormachen will, der stockt da schon. Was sagt denn die Länge, die Grössenordnung über das, was die Elbe ist? Es ist in Wahrheit lächerlich wenig. Der Rhein, das ist der ‚Vater Rhein', Loreley, ein ‚rheinisches Mädchen beim rheinischen Wein' und, von ganz fern noch, ‚Schwertgeklirr und Wogengebraus', die Mosel Weinberge und Schäferdächer, der Neckar Schwaben, eng und gemütstief. Aber was ist die Elbe?»

Zwanzig Autoren versuchen sich in Antworten auf diese Frage, in Beiträ-

gen sehr unterschiedlicher Qualität und mit mehr oder weniger Neigung und Einfühlungsvermögen. Die Historie scheint sich manchmal allzu mächtig auf die Gegenwart zu senken, in welcher die Elbe eben vor allem ein DDR-Fluss ist; nur 250 Kilometer lang gehört sie zum Westen und auf 90 Kilometern bildet sie gar die Grenze zwischen den beiden Deutschland, ein Stück Eiserner Vorhang, um die verjährte Metapher zu beschwören. Über Proportionen mag man streiten, über mangelnde Sorgfalt bei der Korrektur sich ärgern, und das sächsische Riesa wird nicht nur der Lokalpatriot vermissen; immerhin wurde hier die erste Eisenbahnbrücke über einen deutschen Strom geschlagen, heute ist es eine der wichtigen DDR-Industriestädte, ein Schwerpunkt der Stahlproduktion und bedeutender Umschlagplatz. Doch diese Einwände treten zurück angesichts der vielfältigen Informationen und vor allem auch der optischen Ausbeute vom Schicksalsfluss der zeitgenössischen Deutschen. Die Anschauung reizt vielleicht dazu, sich durch Augenschein seine eigenen Ansichten zu bilden von der Elbe, die in Böhmen Labe heisst.

«In Osmünde sollte am Sonnabend Tanz sein. Ich verabredete mich mit Mädchen aus unserer Klasse um 19 Uhr an der Brücke. Als wir in Osmünde ankamen, erfuhren wir, dass der Tanz ausfällt. Da gingen wir eben wieder nach Hause. Als ich zu Hause ankam, war von meiner Schwester der Freund da, und er fragte mich, ob ich mit nach Grosskugel zum Tanz komme. Ich bin auch mitgefahren. Wir fuhren um 19.45 Uhr von zu Hause weg. Bei Ochsens warteten wir noch auf einige Freunde. Sie kamen und kamen nicht, und als wir losfahren wollten, kamen sie endlich. In Grosskugel hatte der Tanz schon angefangen. Es war ganz schön voll, aber wir bekamen alle noch einen Platz. Zu Hause hatten wir uns vorgenommen, uns richtig zu besaufen . . .»

«Auszug aus einem Versuch, die Sprache des Staatsbürgers als Dichtung zu lesen» nennt Thomas Brasch diesen Text, den man weiterlesen kann in dem Fotoband *«Im anderen Deutschland – Menschen in der DDR, photographiert von Michael Ruetz»*, dem Brasch-Prosa und -Verse als Einstimmung dienen. Der im Artemis Verlag München und Zürich edierte vorzügliche Band kann ohne jeden Vorbehalt, auch wenn er fast 50 Mark kostet, empfohlen werden, weil er einen hohen Anspruch einlöst – auch den von Günter Kunert so differenziert formulierten Anspruch eines DDR-Bürgers. Dabei ist Ruetz ein Hamburger Bundesbürger, der in Berlin Sinologie studierte und damals, in den Zeiten der Ausserparlamentarischen Opposition, über China wahrscheinlich mehr wusste als über die DDR. Politisch sensibilisiert, hat er dann die DDR erkundet, und diese Sensibilität eines wachen Bewusstseins ist eingegangen in die Tiefenschärfe seiner Bilder über Menschen in der DDR.

In der Auswahl der über 100 Bilder, durchweg schwarz/weiss, verbindet sich das unwiederholbare Dokument mit einem fortwährend sich behauptenden Kunstanspruch, die Aktualität erscheint eingeschmolzen im historischen Kontext. Es ist durchaus angemessen, wenn der Verlag die Arbeiten von Michael Ruetz in eine Reihe stellt

mit dem Fotoessay von Robert Frank über die Amerikaner oder dem Porträt der Russen von Cartier-Bresson. Alle Bilder aus den letzten zwölf Jahren der 30jährigen DDR sind genau datiert und mit knappen Texten versehen, die sich auch anzügliche Hinweise nicht versagen – etwa, dass die Körperhaltung Karl-Eduard von Schnitzlers bei einer Leipziger Rede eben der Lenins auf einem Photo von 1918 entspricht, oder wie ein Junge, den Stechschritt der Soldaten nachahmend, die Haltung des «Hans-Guck-in-die-Luft» einnimmt. Die Sechzehn-Bilder-Sequenz vom 1. Mai 1974 in der Karl-Marx-Allee, in der das Volk der DDR seiner Obrigkeit konfrontiert wird, ist meisterlich und gäbe schon ein Buch ab für sich. Aber auch die Motive von der Jugendweihe oder vom DDR-Alltag in seinen vielen Facetten hat man so noch nicht gesehen oder doch höchstens in den besten Aufnahmen Thomas Höpkers aus dem Stern-Buch *«Leben in der DDR»*. Ruetz nennt sein Buch einen Essay ohne den Anspruch einer globalen Beschreibung, keine Bildenzyklopädie der DDR, eher Andeutungen und Annäherungen. Sätze des Autors:

«Über Deutschland, das heisst über die Bundesrepublik und die DDR, sollte man nur in langen Atemzügen nachdenken. Wäre die sogenannte Wiedervereinigung eine Verbindung mit der Vergangenheit oder eine mit der Zukunft? Welches deutsche Kollektivgemüt sollte das vereinigte Land prägen, das doch immer partikularisiert und mit sich selbst zerfallen war? Ist nicht vielleicht sogar die äusserliche Spaltung weniger tief und erträglicher als die innere?»

Heinz Klunker

JAPAN – DIE ALTERNATIVE

Lorenz Stucki, «Japans Herzen denken anders»

Ein lesbares Buch über das wirkliche Japan zu schreiben, ist schwer. Viele haben es in den letzten Jahren versucht; die meisten sind gescheitert: an ihren eigenen Vorurteilen, am Wust des Materials, vor allem aber deshalb, weil sie, ob bei einer kürzeren Reise oder während eines längeren Aufenthalts, entweder den Mut oder einfach die Chance nicht hatten, tiefer in die japanische Gesellschaft einzutauchen.

Nun ist dem Schweizer *Lorenz Stucki* das Überraschende gelungen: sein Band *«Japans Herzen denken anders»* [1] führt den Leser ohne alle Anstrengung, ja im angenehmsten Plauderton in die schwierige Fremde ein, und kaum dass man es recht bemerkt, öffnen sich Perspektiven auf dieses Land, wie man sie so noch nie dargeboten bekam. In der Regel zeichnen Japan-Bücher zunächst einmal das Schock-Erlebnis Tokyo. Stuckis erster Blick jedoch gilt einem Seeufer mit sanft plätschernden Wellen, mit von Vögeln bewohnten Bäumen und blü-

henden Azaleen: in Otsu am Biwa-See, *«einer Provinzstadt, wo die Leute aus dem Westen so rar sind wie Neger in einem Dorf in Tirol und selbst im offiziellen Reisebüro am Hauptbahnhof (...) niemand eine Fremdsprache spricht»*.

Aber er sieht das nicht mit den Augen des Touristen. Otsu ist die Hauptstadt der zwischen Nagoya, Kyoto und Osaka gelegenen Präfektur Shiga, und der Gouverneur hat sich in den Kopf gesetzt, ihn, den Schweizer, für einige Monate als «Berater für Landes- und Entwicklungsplanung» arbeiten zu lassen. Zielvorstellung: könnte und sollte die weit um den See herum gebirgige Präfektur – neben ihrer zunehmenden Bedeutung als Schlafstadt-Region – nicht so etwas wie eine «Schweiz in Japan» werden?

Die Provinz verhilft ihrer Natur nach zu deutlicheren Erlebnissen. Hier fehlt die internationalisierte Fassade, die dem Ausländer in Tokyo sowohl hinderlich wie auch – in ihrer Ähnlichkeit mit Vertrautem – hilfreich ist; hier fühlt man sich der japanischen Gesellschaft in ihrer ganzen Andersartigkeit voll ausgesetzt und muss sich klar machen, *«dass sich Fremdartiges (...) nie dem kritischen Verstand allein erschliesst, sondern erst der liebevollen Annäherung in der inneren Bereitschaft, zu akzeptieren und zu bejahen. Das gilt wohl nirgends auf der Welt so sehr wie in Japan, das die Substanz seiner Persönlichkeit schamhaft hinter verlegenem Lächeln und höflicher Form verbirgt und sich gegen die Kälte und Schärfe westlichen Intellekts ängstlich und auf undurchdringliche Weise abschirmt. Denn die Japaner denken mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf, sie kommunizieren aus der Sensibilität der Sinne, nicht aus der Rationalität des Denkens»*.

Dass sie dennoch – auch hier in der Provinz – Menschen von heute sind, Mitglieder einer Industriegesellschaft, – wie ist das zusammenzubringen? Ist Rationalität des Denkens nicht die Voraussetzung für alle Wissenschaft und Technik? Stucki beantwortet diese Frage nicht ausdrücklich; doch aus seiner Schilderung des japanischen Sozialverhaltens wird deutlich, dass er an die globale Allgemeingültigkeit einer solchen Voraussetzung nicht glaubt. Er sieht in den Japanern «die alternative Art, modern zu sein». Tatsächlich scheint es, als hätten sie mit ihrem «Herz-Denken» eine grössere Flexibilität, durch die sie – im Gegensatz zu uns – vor dem aus der Technisierung von Welt und Leben erwachsenen sozialen Dilemma weitgehend bewahrt bleiben.

Die japanische Gesellschaft basiert, wie neuerdings von den meisten Autoren eingeräumt wird, auf der Gruppe. Statt horizontal (also in Klassen) geschichtet zu sein, besteht sie aus einem Konglomerat von unterschiedlichsten, in sich vertikal organisierten «Kleinverbänden». Der Gruppe «Familie», der Gruppe «Firma», der Gruppe «Schule» anzugehören, bedarf es nach erfolgtem Eintritt lediglich der Anwesenheit; Leistung ist im wesentlichen Sache der Gruppe, wobei ein allzu starkes Hervortreten des einzelnen eher störend wirkt.

Stucki bringt hierfür eine Fülle sehr anschaulicher Belege. Zudem versucht er, das Verhalten innerhalb solcher Gruppen mit einem Begriff zu erklären, den der Tokyoer Psychiater Doi für seine Sozialanalyse benutzt. Es

handelt sich um das «Amae», worunter man seit alters ein «Erschmeicheln» von Zuneigung oder Nachsicht, beziehungsweise die Gewissheit versteht, dass einem diese gewährt werden müsse. Nach Doi sowohl ein gewolltes Abhängigsein wie – für den Gewährenden – die Möglichkeit, mit dem In-Abhängigkeit-Nehmen anderen eine uns verlorengegangene menschliche Wärme zu bieten. Und jedenfalls ein Verhalten, das dem japanischen «Herz-Denken» aufs beste entspricht. So beruht darauf nicht nur das innig tolerante Mutter-Kind-Verhältnis; der erwachsene Mann behält es nach der Verheiratung bei, wodurch die innerfamiliäre Rolle der Frau ins Matriarchalische gerät. Ähnlich bedingt das Verlangen nach abhängiger Sicherheit die Gruppe am Arbeitsplatz, und die häufig als «Hierarchie» verkannte Senioritätsstruktur funktioniert durch die ganz selbstverständlich von oben nach unten gewährte Nachsicht. Schliesslich bleibt damit ein Grossteil sozialer Verpflichtungen «staatsfrei»; sie werden im menschlichen Miteinander erbracht, und Stuckis Hinweis auf den geringen Altersheimbedarf – bei weltweit höchster Lebenserwartung der Japaner – sollte im Westen nachdenklich stimmen.

Andererseits zeigt Stucki das Problematische solchen Gruppenverhaltens: es erfolgt dies alles nur nach innen; der nicht zur Gruppe Gehörige, der Fremde, bleibt «vor der Tür»: *«Dass ich echte japanische Freunde gewinnen konnte, bewahrte mich davor, aus der Kälteerfahrung als Fremder auf eine vermeintliche Kälte der japanischen Mitmenschlichkeit zu schliessen und mich generell zurückgestossen zu fühlen. Dennoch konnte ich die Irritation, die sich fast zwangshaft in einem Ausländer einstellt, an mir selbst beobachten. Wir Menschen des Westens sind daran gewöhnt, uns an den Reaktionen unserer Mitmenschen zu orientieren und durch sie zu spüren, wo und wer wir sind, etwa so wie Fledermäuse sich in dunkler Höhle durch die Reflexion einer Art «Radar» zurechtfinden. Dass der «Radarstrahl» von den japanischen Menschen nicht reflektiert, wird zu einer beklemmenden Erfahrung».*

Hat Lorenz Stucki den so gearteten Japanern zu einer «Schweiz» am Biwa-See raten können? In einem Kapitel «Lebensqualität in Shiga» referiert er seine damals gemachten Vorschläge. Vieles davon – wie die Stützung traditionellen Handwerks oder eine auf Naturschutz bedachte Umorientierung bisheriger Tourismusformen – klingt plausibel. Indessen scheint er selbst zu befürchten, die Japaner hätten das dafür nötige «strategische Denken» nicht. Es ist schade, dass er an und zu diesem Punkt nicht ausführlicher wird, der konkreten Frage nicht mit dem beizukommen sucht, was sonst an Einsichten in japanische Mentalität seine Darstellung enthält.

Wie man überhaupt ein gewisses Bedauern empfindet, dass Stucki sich nicht noch konsequenter auf seine Shiga-Erlebnisse beschränkte. Die Abschweifungen, vor allem in die kulturelle und religiöse Historie, sind allzu vage, vereinfachen allzu sehr, als dass der Leser aus ihnen Neues erführe, ja an einigen Stellen haben sich eindeutig Fehler und Missverständnisse eingeschlichen.

Die Leistung des Buches besteht in der für jedermann lesbaren Einführung in die Gegenwartsgesellschaft

Japans und darin, dass es ihre Andersartigkeit nicht als kuriose Exotik abstempelt, als einen Rest Eigentümlichkeit, der in naher Zukunft unter totaler «Verwestlichung» verschwinden wird, sondern ihr den Stellenwert einer Alternative zu unserer Art des Lebens in einer Industriegesellschaft beimisst. In seinem Schlusskapitel fordert uns Lorenz Stucki zum Ernstnehmen dieser Alternative auf:

«Der Gedanke, der Westen könnte in seiner schleichenden Ratlosigkeit von einem Land lernen, das nicht zu seinem einst allein massgebenden Kreis gehört und deshalb den gleichartigen Problemen der modernen Gesellschaft auf andere Weise begegnet: dieser noch vor wenigen Jahrzehnten undenkbare Gedanke müsste sich heute aufdrängen.»

Siegfried Schaarschmidt

[1] Lorenz Stucki: «Japans Herzen denken anders.» Scherz Verlag, Bern/München.

HINWEISE

Deutschschweizer Literatur

In der Reihe der «Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik» ist als Band 9 eine Sammlung von Aufsätzen *«Zur Literatur der deutschsprachigen Schweiz»* erschienen. Von den beiden Herausgebern ist *Marianne Burkhard* selber mit einer Studie über Spittelers Epos «Prometheus und Epimetheus» vertreten. Überhaupt liegt der Schwerpunkt eher auf der Vergangenheit. Über Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, über Robert Walser und Jakob Schaffner gibt es da gut informierende Darstellungen. Die einleitende Aufsatz jedoch ist einem Schriftsteller übertragen. Ernst Halter, dessen Romane und Erzählungen noch nicht die Beachtung gefunden haben, die ihnen gebührt, schreibt unter dem Thema «auf der Suche nach Solidarität: die Moderne» über die heutige Schreibsituation in der deutschsprachigen Schweiz. Auch Halter aber beginnt mit einem Rückblick in die Vergangenheit, resümiert knapp verschiedene Schweizer-Bilder und streift auch die Epoche der «geistigen Landesverteidigung». Dann aber beginnt – unter dem Stichwort «Öffnung» – die Nachkriegsära, mit Frisch und Dürrenmatt bis zu Otto F. Walter, Bichsel und Muschg, zuletzt aber eine sichtbare Wende auf etwas Neues: aus dem Zusammenwirken von Genauigkeit im Detail, Aufrichtigkeit und Unbestechlichkeit mit psychologischer Feinbeobachtung sieht Halter eine neue Poesie entstehen *(Editions Rodopi N. V., Amsterdam 1979).*

Das grosse Buch der Gorch Fock

Segelbücher gibt es viele, Photobände über Schiffe und Seefahrt sind gefragt. Den Herausgebern *Frank Grube* und *Gerhard Richter* jedoch ist es zweifellos gelungen, mit dem *«grossen Buch der Gorch Fock»* einen Bild- und Textband zu gestalten, der eine Sonderklasse beanspruchen darf, ganz wie

es seinem Gegenstand gebührt. Die Windjammer sind die gehätschelten Oldtimer der Meere. Tradition und Nostalgie verbinden sich damit; man stellt sich gerne vor, die rahgetakelten Dreimaster seien der Inbegriff der Seefahrtsromantik. Die «Gorch Fock», die am Schluss des Buches in einem genauen, auch für Laien verständlichen Baubeschrieb mit Bauplänen vorgestellt wird, ist das Schulschiff der Marine der Bundesrepublik. Es ist 1958 bei Blohm und Voss gebaut worden, und seit 1959 werden auf dem zweiundsiebzig Meter langen Dreimaster Offiziersanwärter der Bundesmarine ausgebildet. Das mag manchem als ein Anachronismus erscheinen. Erfahrene Seeleute wissen jedoch, dass die Kenntnisse der Elemente, die Vertrautheit mit den Wellen und mit dem Wind niemals auf einem modernen Kriegsschiff erlernt werden können. Zwischen den Menschen und dem Meer baut sich da die komplizierte Technologie der schwimmenden Kraftwerke auf, der Waffensysteme und Navigationscomputer, der elektronischen Labyrinthe. Das muss selbstverständlich auch studiert und eingeübt werden. Aber am Anfang seemännischer Ausbildung steht doch die Einübung des Lebens im windgepeitschten Meer, und jeder, der auf einem Segler gefahren ist, wird die hier erworbenen Erfahrungen brauchen können, weil er da sozusagen die Grundbegriffe mitbekommen hat, das nämlich, worauf es zuletzt ankommt. Und Grube und Richters Buch über die «Gorch Fock» gibt einen guten Begriff vom Leben, von den Arbeiten, auch von den Schindereien an Bord dieses Schiffes. Hier wird nicht in Romantik und in Nostalgie gemacht, sondern hier wird – in zum Teil ganz- und doppelseitigen Farbaufnahmen und in Begleittexten der sechs bisherigen Kommandanten der «Gorch Fock» – der nüchterne Alltag der Kadetten auf ihren Ausbildungsreisen gezeigt. Wie sie das Deck schrubben oder ein Boot zu Wasser lassen, mutet vielleicht wie Rekrutenschule an. Wie sie hoch in den Rahen die Segel setzen oder im Sturm bei starker Krängung – durch Streckseile und Leichenfänger über der Reeling vor dem Sturz ins kochende Wasser gesichert – an Deck ihre Arbeit verrichten, das alles ist in atemberaubenden Bildern festgehalten. Auch die beschaulichen Momente kommen nicht zu kurz, und selbst dem Bordhund Whisky ist eine Grossaufnahme gewidmet. Text und Bild ergänzen sich hervorragend, und damit man auch einen Begriff davon hat, wem das Schiff seinen Namen verdankt, ist ein Prosastück von Gorch Fock in die Textbeiträge mit aufgenommen worden *(Edition Maritim, Hamburg 1979).*

Überleben auf See

Der Leitfaden «Überleben auf See aus medizinischer Sicht» richtet sich an Sportschiffer, die nicht riskieren wollen und auch nicht riskieren dürfen, durch Fehlverhalten im Falle einer kritischen Situation die Chancen der Rettung zu verspielen. Eine gewissermassen kulturgeschichtliche Einleitung über das Floss der Medusa führt über zu der Beschreibung wichtiger Einzelheiten: Panik, Unterkühlung, Feuergefahren, Raubfische, Durst. Die Rettungsmittel, die heutzutage dem Seereisenden zur Verfügung ste-

hen, werden vorgestellt und erkärt, und selbstverständlich fehlt auch ein kurzer Abschnitt über die Seekrankheit nicht, die namentlich im Falle der Benützung einer Rettungsinsel lebensgefährlich sein kann, weil der Flüssigkeitsverlust durch Erbrechen nicht innert nützlicher Frist ersetzt werden könnte. *Reinhard G. Matschke,* der Verfasser des hundert Seiten umfassenden Taschenbuchs, hat bei seinen Erläuterungen und Ratschlägen durchaus auch an den Passagier eines Ausflugsdampfers oder einer Kreuzfahrt gedacht. Schliesslich gibt es Beispiele für Schiffskatastrophen wie die der «Andrea Doria». Es ist für jeden, der zur See fährt, sei es nun als Passagier oder als Sportschiffer, gut zu wissen, worauf er zu achten hat und wie er seine Chance optimal ausnützen kann *(Triltsch Druck und Verlag, Düsseldorf 1977).*

Goethes letzte Schweizer Reise

Die Reise von 1797, die Kurt Guggenheim zu seinem köstlichen Buch «Der labyrinthische Spazierweg» angeregt hat (Verlag Huber, Frauenfeld), ist Gegenstand der dokumentarischen Darstellung von *Barbara Schnyder-Seidel.* Man kann den Bericht des Schriftstellers mit demjenigen der Germanistin vergleichen. Der Text des Reisetagebuchs ist umsichtig kommentiert, viel Wissenswertes ist eingeschoben, was die Beziehungen und Wirkungen Goethes in der Schweiz betrifft, so etwa im Abschnitt «Gottfried Keller und Goethe», und von besonderem Wert ist auch das letzte Kapitel des anregenden Buches, «Goethes Begegnung mit . . .», denn es stellt übersichtlich zusammen, wen Goethe getroffen hat, was er über die Person anmerkt und was die Historikerin ergänzend zu berichten hat. Eine Kartenskizze und zahlreiche zeitgenössische Abbildungen machen den kleinen Band jedem Goethe-Liebhaber wertvoll. Auf den Spuren des Dichters zu reisen, wäre reizvoll *(insel taschenbuch, Frankfurt am Main 1980).*

Büchners Werke

In einer handlichen zweibändigen Ausgabe legt der *Insel Verlag* die Werke und Briefe von Georg Büchner vor, wie sie schon 1958 in erster Auflage erschienen sind. *Fritz Bergemann* hat die Neuausgabe durchgesehen. Sie enthält neben den Dichtungen den «Hessischen Landboten», die Zürcher Probevorlesung über Schädelnerven, Briefe und Miszellen. Ausserdem enthält der umfangreiche Anhang Paralipomena zu den Dichtungen, Erinnerungen an Büchner, ein Nachwort des Herausgebers sowie ein Register.

Deutsches Mittelalter

Das grosse Lesebuch, das *Friedrich von der Leyen* aus Texten der Dichtung des deutschen Mittelalters zusammengestellt hat, tausend Seiten umfassend, wenn man die ins Neuhochdeutsche übersetzten und den althochdeutschen Originalen gegenübergestellten Partien mitzählt, ist in neuer Ausgabe greifbar. *Peter Wapnewski* hat dazu eine Einleitung geschrieben, eine Würdigung vor allem der grossen Leistung eines der führenden Repräsentanten der alten Germanistik. Die wichtigsten literarischen Denkmäler

vom 9. bis zum 15. Jahrhundert sind hier ganz oder in Auswahl zu finden. Wapnewski freilich sieht sich genötigt, in seiner Einleitung ausführlich auch auf die Wandlungen der germanistischen Disziplin seit den sechziger Jahren einzugehen. Nur berührt der Methodenstreit und berühren die «Innovationen» einer erstarrten Germanistik den Wert der Sammlung nicht, die Friedrich von der Leyen ausgewählt hat: philologischer Arbeit liegen nach wie vor literarische Werke zugrunde. Der Sammler, der vom Hildebrandslied bis zu den Predigten der Mystiker und von den Merseburger Zaubersprüchen bis zu den Reimsprüchen und Rätseln des späten Mittelalters zusammengetragen hat, was ihm wichtig schien, hat sichergestellt, was seit seiner Entstehung zur Verfügung stehen kann. Der Kanon, die Wert- und Rangvorstellungen mögen wechseln; die Texte bleiben. Der *Insel-Verlag* in Frankfurt am Main, der schon die erste Ausgabe betreut hat, bringt jetzt eine Neuauflage des Werks, das man früher ungeniert ein «Schatzhaus der deutschen Dichtung des Mittelalters» genannt hätte.